

Claus-Artur Scheier

## **Zur Geschichte der weiblichen Vernunft**

Jane Austen (\*1775), die Verfasserin von *Stolz und Vorurteil*, schrieb im englischen Bath schon an ihren Romanen, als Georg Wilhelm Friedrich Hegel (\*1770) 1801 von der „mütterlich setzenden Vernunft“ sprach – eine der überraschenden Perspektiven des sogenannten deutschen Idealismus, der mit Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (\*1775) in die Tiefe der Geschichte zu horchen begonnen hatte, weit zurück noch hinter die Geburt der Metaphysik in der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends.

Das Prekäre an der Opposition Matriarchat : Patriarchat liegt vornehmlich darin, daß sie eher politische Herrschaftsformen als *geschichtliche Denkstrukturen* assoziieren läßt. Kein Wunder, daß sich damit ein Tummelplatz ideologischer Projektionen und Feindseligkeiten aufgetan hat. Daß es in der frühen Geschichte einen Primat weiblicher oder Mutter-Gottheiten gibt, dürfte archäologisch gesichert sein; ebenfalls, daß die Kultur mit dieser Akzentuierung nicht den Anfang macht. Wenn es ein Matriarchat gegeben hat, verstanden als *Erklärungsmuster von Welt*, dann gehört es jedenfalls den frühen Hochkulturen an (seit dem 4. Jahrtausend v. Chr.). Der kulturelle Primat der Frau, genauer des „Weiblichen“ ist also spät, der des „Männlichen“ noch später. In der ausgehenden Neuzeit, mit der „Empfindsamkeit“ des 18. Jahrhunderts, wird er in Frage gestellt und steht seit dem Übergang von der industriellen zur medialen Moderne zur Disposition, also etwa seit einem halben Jahrhundert. Daran kann sich eine Reihe von Warum-Fragen knüpfen, wobei nicht zu vergessen ist, daß die Moderne die klassische Warum-Frage der Metaphysik abgelöst hat durch die genealogische Frage: Wie ist das gekommen?

Das Matriarchat scheint sich in den frühen Hochkulturen des weiteren Mittelmeerraums, wohl zuerst in Anatolien entwickelt zu haben. Voraussetzung ist der vollzogene Übergang von der Sammler- und Jägerkultur zu Viehzucht und vor allem der Ackerbau sowie die Ausbildung einer komplexen sozialen Ordnung, die sich im Mythos selber reflektiert. Die griechischen Mythen, wie sie bei Homer, Hesiod, den Tragikern usw. in freilich bereits stark transformierter Form überliefert sind, erlauben zurückzusehen in jene geschichtliche Phase, in der sich patriarchale Strukturen zu formieren begannen, offenbar in Reaktion auf ein hochentwickeltes matriarchales Welterklärungsmuster.

Hier ist nun nicht eine notwendig immens hypothetische Geschichte des „Geschlechterkampfes“ zu erzählen, gewissermaßen ein neuer Mythos und obendrein ein Mythos des 19. Jahrhunderts und seines Sozialdarwinismus. Zu versuchen ist eine ebenso notwendig ganz flüchtige Skizze der Geschichte der *Vernunft*, insofern diese (mit dem Stichwort *gender*) geschlechtlich konnotiert ist. Geschlechtlich konnotiert ist die Geschichte allerdings von Anfang an - begreiflicherweise, wenn Vernunft nicht abstrakt verstanden wird als in sich entwicklungslose Struktur, sondern als das jeweilige Selbstbewußtsein einer geschichtlichen Differenz.

Dabei ist auf ein uraltes Ritual zu achten, das mit der Vernunft zunächst wenig zu tun zu haben scheint, nämlich auf das *Opfer*. Von Bedeutung ist es aber schon für das Selbstverständnis unsrer unmittelbaren Herkunft und Gegenwart, da die Opfer-Mythologie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Form politischer Perversion annahm, wie sie auf andre Weise wieder ein markanter Zug des gegenwärtigen Terrorismus ist. Was mag das Opfer meinen? Es liegt nahe zu sagen, es sei die rituelle, d. h. technisch-soziale Herstellung eines wie immer auch imaginären Gleichgewichts zwischen zwei Mächten - einer sich gefährdet findenden und der überlegenen Macht. Diese überlegene Macht kann in den frühen Kulturen keine andre sein als die, die wir uns seit den Griechen angewöhnt haben „die Natur“ (*physis, natura*) zu nennen. Das alte Opfer sichert als „Versöhnung“ den gleichmäßig-zyklischen Verlauf der Natur zwischen Saat und Ernte und damit das Überleben der Gemeinschaft.

Das läßt auf einen Punkt aufmerksam werden, der, soweit ich sehe, in der geläufigen Matriarchat-Patriarchat-Diskussion zwar allenthalben berührt wird, aber kaum zureichend gewürdigt. Zumeist bleibt die Diskussion nämlich am Gegensatz männlich-weiblich als einer Art transgeschichtlichen Fixums hängen und auf diese Weise wenigstens partiell naturalistisch. D. h. der *soziale* Unterschied erscheint als ursprünglich, und nun wird er so oder so in seiner geschichtlichen Entwicklung verfolgt und dabei zumeist noch moralisch aufgeladen (die bösen Männer, die schlimmen Frauen). Daß er in weniger komplexen Kulturen, vormaligen wie gegenwärtigen, aber gar nicht weltkonstitutiv ist, sollte nachdenklich machen. Relevant wird er auf einer bestimmten kulturellen Entwicklungsstufe, zudem bedingt durch geographisch-klimatische Besonderheiten usw. – wie steht es vergleichsweise mit den fernöstlichen Kulturen, denen Indiens, Mittelamerikas etc.? Man darf also annehmen, daß dieser Unterschied die soziale Interpretation eines primäreren Vorgangs ist, nämlich des Bewußtwerdens der

Differenz der *Produktivität der Natur* einerseits, der *Produktivität der Gemeinschaft* andererseits. Die Geschichte der Vernunft und so auch der weiblichen Vernunft ist zuvörderst die Geschichte der menschlichen Produktivität, die sich von aller bloß natürlichen Produktivität dadurch unterscheidet, daß ihre Entwicklung zugleich reflektiert ist, Entwicklung ihrer *Selbstinterpretation*: zugleich also eine *Geschichte der Differenz*.

So wird ein merkwürdiger historischer Befund verständlich. Die Geschichte des Opfers ist wesentlich und bis heute eine Geschichte des Menschenopfers (Tiere, Pflanzen und Dinge sind schon Substitute), und sie beginnt mit Frauenopfern. Es scheint, daß im Stadium des entstehenden Matriarchats die Produktivität der Natur an der Produktivität der Frau – am *Gebären* – kenntlich wurde. Das Opfer der Gebälerin setzte die stets gefährdete Macht der Gemeinschaft mit der überlegenen Macht der Natur ins Gleichgewicht.

Bei weiterer und rascherer Entwicklung der arbeitsteiligen Kulturtechniken verschärfte sich das Bewußtsein der Differenz von Mensch und Natur. Menschliche Produktivität wurde schließlich nicht mehr primär vom Gebären, sondern vom *Erzeugen* her verstanden. Auf dem Höhepunkt des Matriarchats, scheint es, wird das Frauenopfer vom *Männeropfer* abgelöst. Damit verändert sich nicht nur das Selbst-Bild der menschlichen Produktivität, sondern korrelativ auch das der Natur. Den weiblichen Gottheiten, den natürlichen Produktivkräften, treten männliche an die Seite und übernehmen mehr und mehr die Herrschaft. Das ist das Entwicklungsstadium, das die griechischen Mythen reflektieren: die Selbsttransformation des Matriarchats ins Patriarchat und dessen Kampf gegen das Männeropfer (Orest erschlägt seine Mutter, die matriarchalerweise legitim den „Jahreskönig“ geopfert hatte). Der historische Krieg erscheint so als Fortsetzung des matriarchalen Männeropfers unter patriarchaler Regie. Der troianische Krieg wird ausgelöst durch den „Rückfall“ des Paris, der den Göttinnen eines schon männlich regierten Olymps, Hera und Athene, die alte Fruchtbarkeitsgöttin vorzieht, Aphrodite = Astarte - und dies offenbar auch politisch: durch *Verträge*.

Im ersten vorchristlichen Jahrtausend verläuft die Transformation matriarchaler in patriarchale Denkformen rapide und wird für uns auch literarisch faßbar. In seiner Mitte werden das Münzgold, die reine Mathematik, die Logik und die Wissenschaft erfunden, allesamt Leistungen der „Abstraktion“. Innerhalb eines noch selber natürlich bleibenden Denkens markieren sie den größtmöglichen Abstand von der bloß gebärenden, nicht erfindenden Natur, und deshalb werden sie, ebenfalls natürlicherweise,

mit der männlichen („zeugenden“) Produktivität identifiziert. Heraklits Welturteil ersetzt um 500 vor Chr. den alten Ursprung, die „Zuteilerin“, die *Moîra* (bezeichnenderweise zugleich die Totengöttin) durch die produktive Differenz, den *lógos*, der zwar noch nicht männlich ist, wohl aber als die männliche Hauptgottheit, als der „Vater der Menschen und Götter“ Zeus *erscheint*. Die für die aristokratische griechische Gesellschaft tragende und noch in Platons Philosophie integrale Homoerotik zeigt an, daß die Ablösung von matriarchalen Denkfiguren auch im 4. vorchristlichen Jahrhundert noch nicht abgeschlossen war. Ohnehin wurden sie tradiert in derjenigen Religiosität, der die frühe Philosophie entsprang, in der Orphik. Aber zurecht gilt Aristoteles (\*384) als der patriarchalste der frühen Denker, für den Homoerotik auch politisch keine Rolle mehr spielt. In seinem Gottesbegriff ist der letzte Rest des Gebärens getilgt, der für Platons göttlich-hervorbringende Vernunft noch unabdingbar war.

Mit dem Hellenismus (seit Alexanders bzw. Aristoteles‘ Tod, 323 bzw. 322) hat das Patriarchat gesiegt, es entsteht jetzt, zuerst in der Komödie, dann im Roman etc. die uns vor allem durch die römischen Elegiker wohlgekante Liebesgeschichte „boy meets girl“. Das produktive Welturteil ist nun mit Gottvater als Ursprung, Gottsohn als Weltsubjekt (*lógos*) und Gottgeist als dessen innerweltliche Gegenwart durchgängig patriarchal interpretiert, die politische Signatur der Epoche ist die Vertikale des Feudalismus. Das ändert sich seit der Frührenaissance, wo in die Stellung des Weltsubjekts das menschliche „Gemüt“ (*mens*) tritt, das neuzeitliche Selbstbewußtsein, das sich „transzendental“ beieißt als der „Geist“. Als Manifestation des christlichen Welturteils ist er in sich selbst schon triplizitär, aber nicht mehr notwendig männlich konnotiert - Triplizität oder Trinität ist ja auch keine spezifisch patriarchale Errungenschaft, sondern gehörte bereits zum Wesen der Muttergöttin, mußte geschichtlich also „nur“ uminterpretiert werden.

So kann der Geist dem männlichen Ich auch als weiblich entgegentreten, als *gratia* in beiderlei Gestalt von Gnade und Anmut, und es entfaltet sich die wunderbare Reihe neuzeitlicher Frauengestalten von Dantes Beatrice und Petrarcas Laura über Shakespeares Mädchen bis zu Goethes Gretchen und Helena und Rossinis Heroinnen. Wir singen von dieser Epiphanie des weiblichen Geistes immer noch im Goetheschen *Ergo bibamus*:

Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun, [...]  
es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,  
da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches vor:  
wir klingen und singen [...]

Das ist so ein göttliches Bildchen, das in Rossinis *Matilde di Shabran* ein für allemal singt:

*Io son donna e tanto basta!*  
Ich bin Frau und das genügt.

Mit einigem Recht kann man die Neuzeit (seit dem vierzehnten Jahrhundert) die Phase der Auflösung des Patriarchats nennen. Die veränderten sozialen Strukturen einseits, die neuzeitliche Kunst, Wissenschaft und Philosophie andererseits drängen auf ein neues Gleichgewicht zwischen Mann und Frau. In der Frühneuzeit (im sogenannten Spätmittelalter) machte das erhebliche Angst (Hexenverbrennungen), aber im 18. Jahrhundert erscheint es *theoretisch* als erreicht. Das literarische Großbeispiel im deutschen Sprachraum ist Christoph Martin Wieland (\*1733), um hier nur seine bezaubernde Verserzählung *Musarion oder die Philosophie der Grazien* zu erwähnen.

Diese erstaunliche Revision muß nach allem zusammenhängen mit der eigentümlichen Entwicklung der neuzeitlichen Produktivität, mit den Verfahrensweisen des Frühkapitalismus und der Manufaktur, namentlich mit der Produktion von Automaten und endlich von Motoren. Die alte Welt kannte wohl auch Maschinen, aber die Reproduktion der materiellen Lebensumstände wurde in der Hauptsache in Form von menschlicher, d. h. von Sklavenarbeit geleistet. Die Maschinen kommen nun als ein geschlechtlich neutrales Drittes in Spiel, und damit löst sich der Begriff der Produktivität allmählich ab von seiner Identifikation mit der Geschlechterdifferenz.

Hier sollte man erwarten, daß mit der *industriellen Revolution* die Aufklärung des 18. Jahrhunderts gesiegt hat, die Produktivität aus ihrer natürlichen Bindung ans Geschlechterverhältnis rein hervortritt, die Frau sich sozial emanzipiert und Wielands und Rossinis selbstbewußte Vorbilder zur gesellschaftlichen Wirklichkeit werden. Das Gegenteil war bekanntlich der Fall. Zwar wird die Produktivität nicht mehr als natürliche, sondern als automatische gedacht, aber Marx (\*1818) hat im Blick auf das Elend des Industrieproletariats gezeigt, wie diese entschieden nicht-natürliche Produktion sich als zweite Natur gegen den Menschen stellt und ihn seinem eignen produktiven Wesen entfremdet. Diese menschenfeindliche, die kapitalistische Produktionsweise kommt in die Welt nicht als ein neues Leben, sondern als der Tod. Zuletzt liegt darin, daß nicht nur die Produktionsverhältnisse zu revolutionieren waren, sondern der Mensch selbst. Nietzsche (\*1844) hat diese Konsequenz unerbittlich gezogen: Die neue, die nicht mehr natürliche Produktivität sei als die „schaffende Seele“ des Menschen so zu erziehen, daß sie nicht industriell-reproduktiv bliebe, sondern wahrhaft produktiv, d. h.  *kreativ*, schaffend und sich selber schaffend würde und die noch natürliche,

noch bloß menschliche Geschlechterdifferenz nicht getilgt, aber aufgehoben sei als „das goldene Gleichgewicht aller Dinge“.

Aber die Industrialisierung schritt ihrerseits „autopoetisch“ fort und mit ihr die Auflösung der alten Natur. Die Geschlechterdifferenz selbst wurde *technisch*. An die Stelle von Nietzsches Entwurf setzte sich ein aller natürlichen Produktivität rein gegenüberstehendes, sich selber als reproduktiv konstituierendes und darum Nietzsches „schaffender Seele“ gegenüber wieder männliches Ich, dessen technische Wirklichkeit die *Herstellung von Identität* war und damit die Restitution des Opfers als Opfer des differenten Andern in den Materialschlachten der Weltkriege und den totalitären Regimes.

Der industriellen oder maschinellen Produktion haftete immer noch ein Rest Handarbeit und so ein Rest bloßer Natur an. Seit der Mitte des Jahrhunderts erleben wir die neuerliche Transformation in mediale, elektronische Produktion, die Verwandlung der heroischen Technik in die ganz unheroische Informationstechnologie. Wenigstens dem Begriff nach ist Natur hier nicht mehr das Ursprüngliche, zu dem Technik sich als ein – im alten Europa ergänzendes, in der industriellen Moderne feindliches („ausbeutendes“) - Abkünftiges verhielt. Natur stellt sich nun vielmehr dar als ein *anderes System* in einem offenen Ensemble von Systemen.

In dieser geschichtlichen Situation wird der Versuch bodenlos, die Geschlechterdifferenz als Weltdifferenz zu lesen (und es ist charakteristisch für alle Fundamentalismen, daß sie eben dies festzuhalten suchen). Die Angst in der Welt ist damit, wie wir täglich erfahren, keineswegs verschwunden – was *diese*, scheint es, anthropologische Konstante betrifft, ist alles beim Alten und Uralten geblieben. Aber die Geschlechter haben zum ersten Mal seit den frühen Hochkulturen, weil auf einer ganz neuen Ebene technischer Produktivität, jene Chance, die die Neuzeit vorausgeahnt hatte: Sie können gemeinsam dem, was Angst macht, entgegentreten, Seite an Seite, einfach als Mann und Frau.

(Überarbeitete Fassung des Beitrags in: WECHSELWIRKUNG Nr. 131, 27. Jg., 2005, S. 65-69)